

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

283 (5.12.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Esel des St. Nikolaus

Ein Worpweder Weihnachtsbilderbogen von Wilhelm Scharrelmann

Am der Zeit, als der gute Nikolaus in den Tagen vor Weihnacht noch alljährlich mit seinem wohlbeladenen Gesellen durch die Dörfer und Städte zog, war er in einer dunklen Dezembernacht einmal zu einem der verlassensten Dörfer im Teufelsmoor unterwegs. Wie er dabei über den Berg nach Worpwede und auf die schlafende Dorffraße kommt, merkt er, wie das Tier, das ihm auf so mancher Fahrt begleitet, auf einem Fulse lahmt, und er nachsah, was es damit für eine Bewandnis hat, steht er vor einem der silbernen Schiffe gelodert hat, die es trägt. Wie er nun vor die Schmiebe kommt, um den Schaden beheben zu lassen, liegt der Schmiebe zu der späten Stunde schon längst schlafend, will auch wegen einer solchen Kleinigkeit, an der nicht zu verdienen ist, und einem unbekanntem Lauffüßler aufstehen wieder aus dem Bett, so daß der Alte unversichtlicher Dinge tun muß.

Er wagt nun das Tier, das unter seinen beiden Säden lahm und bittet ihm herzutreten, achtet der Alte wenig auf den Weg, da er eine Viertelmeile weit ins Moor hinausgewandert ist, vertritt er sich in der tabulierten Nacht so sehr, daß er nicht wieder vorwärts noch rückwärts weilt. Man hat er wohl ein Paternoster bei sich gehabt, aber so hoch er auch betet, findet er sich in dem engen Schiffsraum um ihn her doch nicht durch und kann noch von Glück sagen, daß er nicht unter einem in einem Moorgraben gerät, der so breit und finster vor sich liegt, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als daran entlang zu wandern und zu sehen, wohin er kommt.

Das wäre nun alles nicht so schlimm gewesen, wenn nicht der alte bei jedem Schritt in dem weichen Moorgraben versinkt, und zu ihm nicht mehr weiter kann. Aber so einem Treibenbringer, der ihm nicht nur das Abwegraste noch irgendwie zum Guten gehen, und er wundert sich darum gar nicht, als er nach wenigen Schritten ein leeres Bootschiff auf dem Wasser liegen sieht. Völlig ohne einen Leberlegen steigt er darin ein, zieht den ersten Esel nach sich und beginnt in Freude, dem guten Gefassen seine Ruhepause gemäßen zu können, den Graben hinunterzufahren.

Endlich nach einer traumähnlichen Fahrt, kommt er mit nachtschwärzlicher Sicherheit an einen Moordamm und in ein Dorf, so welterschauen unter dem Schein der Sterne liegt, daß er meint, er habe es noch nicht gesehen. In den Häusern ist freilich nichts mehr Licht, und als er doch versucht, an den Türen Hilfe zu bitten, erwidert man ihm, man hat in den Häusern kein Licht, man hat ein Esel zu erlösen, meint man in den dunklen Straßen, daß jemand einen Esel machen will, dreht sich auf die Seite und schreit weiter. „Ist jemand hierzulande vielleicht schon mal mit einem Esel durchs Moor gezogen, noch dazu bei dunkler Nacht?“

Der Alte nun seine Not mit dem Tiere klagt, meint sie, daß er ein treuer Händler ist, läßt ihn darum nach dem ersten Schritt über den unerwarteten und wunderlichen Verlauf auf die Straße, und er geht ein paar Schritte, bis er die alte Frau findet, die den Esel den Schaden notwendig wieder ausbessern kann, und läßt ihm bei der ungewohnten Arbeit die Laterne.

Nach über die Hilfe klopft der Alte denn auch den Bescheid, daß er sich nicht um den Esel das geschwollene Geleit, und will nicht weiter gehen, ohne sich in seiner Weise dankbar gezeigt zu haben. Die alte Frau erwidert, er wolle er ihr eine Freude machen könne, er habe sie in seinen Säden, daß sie nur so wünschen brauche.

Die junge Frau aber meint, daß es nur ein Esel ist, was der alte da redet, bietet ihm eine Tasse warme Milch an und fragte, ob er komme wohl weit her? Ganz von Bremen vielleicht?

„Nein, ein Stück weiter noch, antwortet er und lächelt in seinen Bart.“

„Denn vielleicht gar von Hamburg?“

Nun, er kann ihr das nicht so genau sagen. Es ist ja auch nicht weiter wichtig, sie soll nur anfangen, sich etwas zu wünschen.

„Ach, denke sie, nun will er mir gern etwas verkaufen, aber ich habe kein Geld und mag es ihm nicht einmal lassen. Dabei denke sie an die Tasse auf der Wandbort und die paar Groschen, die sie darin verwahrt.“

Der Alte aber verrät ihre Gedanken und sagt ihr, daß sie sich keine Gedanken machen soll, denn alles was er bei sich führt, hat er nur mitgenommen, um es zu verkaufen.

Aber das glaubt sie nun erst recht nicht, nein, will ihn aber auch nicht fränken und steht nur und lächelt.

Da bleibt ihm nun nichts anderes, als seine Sade aufzutun und sie hineinzulegen zu lassen. Darüber ist ihr, als würde sie wieder ein Kind, und ein Lächeln kommt über sie, und der Atem verzehrt ihr.

Aber so weihnachtlich ihr über dem Anblick auch wird und soviel Glanz sich vor ihr aufzut, es ist alles doch nicht das Richtige, was sie sieht. Denn wenn sie nun doch etwas wünschen darf, wäre ihr ein Kleidchen für ihr Kind und ein paar Schuhe, wenn es nun bald laufen lernen wird, viel nötiger als all die schimmernde Herrlichkeit da vor ihren Augen. Aber so große Dinge kann sie nicht erwarten, nein, und es wäre auch nur so hingelacht und er solle nur um Gotteswillen nicht denken, daß sie so unbedeutend sei.

Aber der Alte lächelte nur und macht dafür nun den arbesen Sad auf, — ein richtiges Segelstück ist es gewesen, der jedes Wetter hat vertragen können — und nimmt heraus, was sie sich wünscht: ein Kleidchen rot gemischt und mit einer silbernen Kette am Halsanschnitt, und ein Paar Erbsingsschuhe aus blankem Leder und mit goldenen Knöpfen und legt ihr die Sachen hin, als müßte das so sein.

„Ach, das träume ich ja bloß, sagt sie und weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Gibt es auch jemand, der bei dunkler Nacht stundenlang durch das Moor läuft, nur um den Leuten unter ihren Strohdächern etwas zu Weihnachten zu schenken? Und nun gar so schöne Sachen? Nein, das ist ganz gewiß nur ein Traum, und wo richtige Not ist, kommt so leicht keiner hin. Aber anleben muß sie die Sachen wieder und wieder, und kann sich so wenig von dem Anblick trennen, daß sie es fast wie ein Glück betrachtet, als der Kleine in der Wiege neben dem Herde zu weinen beginnt und sie ihn herausnehmen und an die Brust legen muß. Damit setzt sie sich auf den Boden und schaut auf den kleinen Esel, der ihr weinlich, sich auf den Boden hinsetzt und weint. Aber das ist es nur der Weisheit nicht, ist es ein Glanz von innen her oder ist es nur der Weisheit dann kommt es wie eine Erinnerung über ihn, ein Erinnern an eine der Kammern seiner ewigen Heimat, in denen die Ereignisse der Welt aufbewahrt werden, so wie noch einmal seinen Sad öffnen, und er kann nicht anders, er muß noch einmal seinen Sad öffnen, und diesmal einen Mantel herausnehmen, blau wie der nächtliche Himmel über der Hütte, nach ihm der jungen Frau über die Schultern legen und vor ihr das Knie beugen, die in Armut und Einsamkeit ihr Kind nährt, und schenkt dem Kinde zu seiner Weihnachtsfreude einen Ball und das Kind dreht ihn an sich, wie in der Legende einst das Christkind den schimmernden Ball der Erde. . .

Draußen ist nun der Mond aufgegangen und legt einen breiten Streifen von Licht über das überhörmte Moor, als säge eine Straße geradwegs von der nachdunklen Erde zu den Sternennischen des Himmels hinauf, auf der der Alte nun aus Moor und Finsternis wieder bergauf zu steigen beginnt, seinen Esel, der immer noch ein wenig hinlt, am Saume mit sich führend.

Professor Drews über Wagners Parsifal

Auf Einladung des Kaufmännischen Vereins, Karlsruhe, sprach im abendlichen Saal der Handelskammer, Prof. Arthur Drews über den Zweigebalt in Wagners Parsifal. Nach langatmigen, recht

akademischen Erörterungen, die mit ungeheurem Pathos vorgetragen wurden, schloß sich allmählich die Quintessenz, der Extrakt des recht dickflüssigen Gebräus heraus, die in drei Schlagwortartig zu bezeichnenden Thesen bestand. In diesem waren sich Richard Wagner und Arthur Drews einig, wenigstens griff sich der Redner die Pointe nach seiner höchst durchsichtigen Meinung heraus. Das erste war eine energische Kampfansage gegen die dogmatische Macht der Kirche, die weit entfernt sei von dem tiefinneren Kern des Christentums, nur nach weltlicher Macht und Geltung strebe. Zweitens wird die Auslegung des Abendmahlsymbols in der Formulierung des Herrn Professors mancher recht verwundert haben. Er kommt nämlich zu der Meinung, daß die wahre Abendmahlsmusik, wie sie Wagner in seinem Parsifal geäußert hat, nur in pflanzlicher Natur, in reinem Vegetarismus gipfelt, und in Reinigkeit oder Reinerhaltung des Blutes, wie sie durch den Wein geäußert wäre, der Weidenschaft und die Entfaltung der Menschheit möglich sein könnte. Und damit wären wir beim dritten und grandiosen Punkt des Vortrags angelangt, über den der Redner, teils Wagner stützend, teils durch eigene Weisheit ergänzend, sich in Reinkultur als Kaffeefanatiker und Prophet des Dritten Reiches erwies. Alfred Kleinsberg sagt in seinem ausgezeichneten Buch „Die deutsche Dichtung“ über Wagner u. a.: „Seine germanisch-christliche Erbschaft wirkte und wirkt auf die Menge als fremdbartige Marotte.“ Leider ist nach den Erfahrungen unserer Tage nicht anzunehmen, daß die Wagnerische Kaffeetheorie, zu der er unter Einfluß des Grafen Gobineau kam, eine bloße Marotte sei, eher könnte man sie als traurige Krankheitserscheinung oder noch mehr bezeichnen. Man muß es bedauern, daß heute diese Stellungnahme Richard Wagners, die vor Jahrzehnten in einschüchternder Form bei Persönlichkeiten wie Professor Drews wieder zu neuer Geltung erwacht ist und die positiv wirkenden Kräfte des zweifellos das Beste und Idealste wollenden und erhabenen Dichters komponisten stark negierend in den Hintergrund drängt. Es ließe sich denken, daß man den Parsifal auch anders, humaner und toleranter ausdeuten könnte, daß die Erlösung, „dem durch Mitleid wissenden“ reinen Tor durch andere Weisheit geworden wird, als durch fanatische Rassenhese, lächerlichen Enthaltsamkeitssimmel und Verneinung geschichtlich gewordener religiöser Kräfte. a.

Konzerte

Otto Fintus Langer im Kaffee Deon. Die Kapelle Fintus Langer, die im vorzogen Monat im Kaffee Deon in Karlsruhe gastierte, ist zum zweiten Male für den Monat Dezember — und hoffentlich noch länger — für das Kaffee verpflichtet worden. Sieben Musiker, sieben Künstler! Künstler auf allen Gebieten der Musik. Der erste S o n d e r a b e n d am Donnerstag gab eine Probe der Vielseitigkeit der Kapelle. Mit Beethoven begonnen, mit einem lustigen, schmalen Schauer beendet! Sieben junge Musiker und Künstler, die ganz in ihrer Kunst, ihrem Spiel aufgehen! Mit dem genialen Schwuna, mit prächtiger Ausdeutung legen sie als Streichkörper Beethovens „Geheiß des Prometheus“ hin, hineinreichend, imma, perit spielen sie einen Wasser von Holstomst, das zwischen, und er bewahrt sich auf klassischer wie auf moderner Gebiet. Fintus Langer ist am Flügel, unaufdringlich und doch beherrschend, glänzende Technik, führend und die Musik der Instrumente in ausgezeichneter Weise untermalend und ausmalend. Wenn man unsere heutigen Konzertsavellen betrachtet, durchweg junge Leute, kommt man doch zu dem Glauben, daß so ganz vorroht unsere heutige Zeit doch nicht ist. Sie geben ja auch einem großen Teil der Bevölkerung, dem es nicht möglich ist, das Geld für ein Konzert zu ersparen, die Gelegenheit, gute und unterhaltende Musik auf verhältnismäßig billige Weise zu genießen. Das Orchester Fintus Langer bringt gute Musik, unterhält beliebt, es verdient den Beifall, der ihm bei jedem Vortrag in oft geradezu überschwänglicher Weise zuteil wird.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelträgerverlag Hamburg-Bergedorf

Reißender Lärm zerbricht Brandts Fieberadanten. Schiffe

halten. Leber Treppen und Korridore braust und sirtet es wie

aus anrauschenden Wassern.

Die Truppen, die den Vorgarten und die Portale des Ministe-

riums besetzt hielten, haben die angeführten Massen nicht zum

Reigen gebracht. An der Spitze des einbrechenden Stromes trat die

schwarze Masse. Seit der Schlacht auf dem Champ de Mars ist sie

wie ein loderbender Feuerschiff durch Paris geschleift worden. Brandt

schien! „Ihm nahe sein! Brandt lebt! Diktator Frankreichs! Wer hat

ihn in den Sattel der Macht geschleudert? Wer hat ihn den Hän-

den seiner Henker entzissen? Ohne den Ausbruch der Revolution

wäre er ein Verlorener gewesen! Und sie, Rhée Landruz, Komman-

diere gestern abend auf dem Quai d'Oran den ersten Schuß! Und

jetzt soll sie sich vor waffenmächtigen Portalen abweisen lassen?

Wie die übermüdeten Truppen zur Besinnung kamen, war sie mit

einer Masse von ein paar hundert Menschen vorübergerast. Erst

hinter ihnen konnten die Uniformen wieder die nachdrängende

Staubung abriegeln.

Rhée fliegt die Marmorstufen hinan. Bier, fünfhundert Men-

schen, die ihr Hindlins nachgeleuchtet sind, brechen auf den Teppich-

läufern erschöpft zusammen. Sie wollen ja nichts weiter als einen

Ausschussort: vielleicht sind die Mauern eines Ministerpalais ein

schickliches Amulett gegen freisende Gassen! Warum soll auch

Menschenred, wenn er schon für den Schindanger bestimmt ist, nicht

auf schwelenden Ministerstufen den Panastoh bekommen statt

in finsternen Straßengassen! Vielleicht ist das Verreden leichter

zwischen Gobelinswänden und Koffertstücken. . .

„Brandt! . . . Brandt! . . .“ Tausendfältiger Ausruf dröhnen und

brannen eines Namens, der den Ausruf des Jüngsten Gerichtes

beschwören soll.

„Brandt! . . . Brandt! . . .“ Lebend, fordernd ausgestoßener Schrei

zum Himmel, der ansetzenden Vernichtung Valt zu gebieten.

„Brandt! . . . Brandt! . . .“ Kindlich-sinnloses Vertrauen zur Kraft

eines Einsamen, weil er doch Frieden und Leben verheißt hat.

„Denn, zwischen Tür und Angel, prallt die Landruz mit Brandt

zusammen. Germaine, deren Gestalt im Schatten der Zimmerede

kaum erkennbar ist, hält den Atem an, als sie die flirrende Stimme

der Notkaraigen hört.

Brandt! Haben Sie die Sprache verloren. . .“ Sie drängt ihn über

die Schwelle ins Zimmer.

Germaine sieht die beiden Brust an Brust stehen. Sie fühlt in-

stinkt, daß jetzt zwischen den Antpoden ein unheimlicher Aus-

bruch bevorsteht. Sie sieht Brandts Fäuste, die reglos herunter-

hängen, sie sieht die Glut der Stirnarbe drohend aufgewölbt. Im

nächsten Augenblick werden seine Finaer Rhées Hals würgen. . .

Aber er spricht nur einen Satz, mit so kalter Ruhe, daß es Ger-

maine über den Rücken schauert.

„Sie verdienen unten als Portol genagelt zu werden, ich will

ihnen aber eine Hinterrück nicht verweigern!“

Rhées Hände greifen rückwärts, jagen Halt am Türpfosten.

„Pöbel! Ich lacht sie schril auf. „Sind Ihre Nervenstränge gerissen!

Ich kann den Pfeil spielend leicht umkehren. . .“

Brandt schiebt sie mit rücksichtsloser Bewegung zur Seite. „Sie

sind nicht wert, die gleiche Luft mit mir zu atmen.“

Germaine fliegt aus ihrem Dunkel hervor. Sie sieht, wie Rhée

nach dem Griff der Pistole fahrt, die ihr am Riemen um Hals

hängt.

Rhées Samtungen erstarrten. Erst jetzt bemerkt sie die blonde

Kriptratin. Sie kommt sich jäh wie eine Gesandete vor. War sie

nur Zutreiberin für die andere? In den Eisenstücken des Eifel-

turms hat sie den Tod herausgefordert um eines Mannes willen,

der unterdessen zwischen weißen Postern sein Schieferstüchden

genöß. . .

„Und Dreitwegen sterben jetzt aber Tausende. . .“ Das und Hohn

sprubeln von ihren Lippen. „Wissen Sie, was Sie sind! Ein Dele-

teur der geprellten Proletarierarme! Reiben Sie alle Fenster auf!

Schreien Sie Ihren Verrat hinunter in die Sinne der betrogenen

Massen!“

Brandt schiebt die Wut aus den Augen. „Sie haben mein Lebens-

wert in Stücke geschlagen! Sie haben mich zum Herrbild und Teufel

der Welt gemachelt! Ich verfluche Sie, weil Sie mein Weisensbild

verhöhnt und gefächelt haben. . .“

„Verräter! Imperialist! . . .“

Brandt drückt ihr den Mund zu. „Ihr romantischen Verbrecher,

die ihr Freiheit und Frieden mit Kanonen in die Menschen hinein-

schleichen wollt!“

„Alles Schwindel und Verrat! Ihre berühmte „Union“ war Ir-

sinn! Ihre phantastischen Plänen. . .“

Brandt hebt die Faust über ihrem Kopf. „Für uns beide ist kein

Raum in Frankreich!“

„Dann sind Sie an der Reihe zu verschwinden. . .“ Ihr hochge-

reizener Arm schnell mit der Pistole in die Lagerechte. Brandt steht

ohne Bewegung. Ein fernes Lächeln irt über sein zerquältes Ge-

sicht. Schießen! Schießen! Warum drückt der rote Teufel nicht ab. . .!

Germaine umklammert die Hand der Werdentischlosen. Lang-

sam schreut Brandt auf die beiden Frauen zu. Mädelos ist er die

Pistole aus der plötzlich selbstam willenslos Mörderhand. Er er-

kennt plötzlich die Tragik der Todfeindin. Gestern abend, als sie

sein Leben verpielt glaubte, sog sie zum Quai d'Oran, den zu ret-

ten, den sie mit irrer und kranker Leidenschaft liebte. . .

Rhée sieht für die Länge eines Augenblicks einen gütigen

Funkeln in den grauen Stablangen des Mannes aufleuchten. Um

die Güteblicks willen hat sie ihn ja geliebt! Jetzt kann sie den

Strahl seiner Menschenwärme nicht ertragen. Mitleid, das ihr

Weibstum entbehrt! Profanen sind Beschimpfungen für Rhée

Landruz. . .

„Für uns beide ist kein Raum in Frankreich. . .“ Sie schleudert

ihre dunkle Erlebe wie einen Feuerstrahl aus sich heraus. Sie stößt

die blonde Germaine zurück, reißt die Tür auf. Gellend läuft ihre

Stimme an den Wänden der Gänge hin, hinweg über die Hauten

der Verkörten, die zwischen Soldaten geklemmt auf Rettung oder

Tod warten. . .

„Brüder, rächt euch! Brandt hat euch verraten! Er hat die

Italiener auf euch abgeht! Ihr sollt verreden, und er sitzt drinnen

im Ministerfessel und hat die Geliebte auf dem Schoß! Brüder,

rächt euch! Ehe ihr vom Giftgas gefressen werdet! Nieder mit dem

Verräter Brandt! Er hat den Krieg gemacht. . .“

Stummungslos brechen Urtriebe aus dem Dicksicht. Ehe die ge-

schundenen Kreaturen verreden, wollen sie andere verreden sehen!

Nachgeier kommt auf. Brandt hat den Krieg gemacht! Wenn man

ihn totschlägt, wird Krieg und Glend zu Ende sein! Weiter können

die armlässigen Gebirne in dieser Stunde nicht denken. Der Rest

ihrer Logik schiebt in Arme und Beine. Schiffe aus Gewehren, Re-

volvoren. Getöse herfender Handgranaten. Tierhaftes Geheul.

Drinnen im Zimmer steht Brandt mit seinem Rücken. Germaine

läßt fassungslos sein Haar, seine Hände. Er fühlt nicht die Klöße

der geliebten Frau. Er fühlt, wie der Boden unter seinen Füßen

aufbricht. Sekunden weiten sich ihm zur Ewigkeit. Er weiß, daß es

jetzt dunkel und unabwendbar auf ihn zukommt. . .

Die Tür kracht aus den Angeln.

Menschenfraken umraien den Aufrechtstehenden.

Terlante kallen in seine Ohren. Schwarze Dunkelheit um-

krallt ihn.

Zwei Frauenarme verwaschen mit seinen Schultern. Ein Frauen-

mund laugt sich an seinem Hals fest. Ist es Germaine oder die rote

Befste, die ihm das Blut aus den Poren zieht. . .

Er fühlt nur die zwei härtigen Männerleben, die unter seinen

eingekrampten Fingern verdröhen.

In sein Handgelenk verbeiben sich scharfe Raubtierzähne.

Auf seinen Hinterkopf hämmert erbarmungslos ein lantiaes

Eiendings.

Leon Brandt ist in die Knie gesunken. Atem von Raubtieren

schicht ihm entgegen. Schreie toben gegen sein Trommelfell.

Das Denken verrinnt in seinem blutenden Kopf.

Stampfende Masse maßt über seinem Körper.

Er fühlt sich hinfinken ins Bodentose, in ein seltsames Nichts sich

aufföhen. (Schluß folgt.)